

Unterhaltungsblatt

503

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 52.

Freitag, den 29. Juni

1894

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Frid in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Huttler).

Im Banne alter Schuld.

Roman von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Im vierten Stockwerk stieß der Baron auf eine Frau, welche dem Redekampfe unter ihr zu lauschen schien. Auf seine Frage, ob Herr Nettberg hier wohne, führte sie ihn nach einer der nächsten in den Corridor mündenden Thüren. Auf ihr Anklopfen erfolgte keine Antwort. Die Thür war jedoch unverschlossen, und Wolfgang ward von der Frau in das Zimmer geführt. Es befand sich niemand darin.

„Herr Nettberg wird ausgegangen sein,“ sagte die Frau — wahrscheinlich die Wirthin — „aber das Fräulein“ — sie schritt nach der Thür und klopfte.

„Fräulein Nettberg,“ rief sie hinein, „bitte, es ist jemand da.“

Mit einem höflichen Nicken gegen den vornehmen Besuch entfernte sie sich wieder und ließ diesen allein.

Das Zimmer war dürftig möblirt, aber überall herrschte die peinlichste Sauberkeit, und es fehlte nicht an allerlei kleinen Zierathen, wie eine geschickte weibliche Hand sie hervorbringt, um selbst den einfachsten Wohnraum auszumücken.

Auf einem Tische beim Fenster stand ein Malakasten, daneben lagen einige halb vollendete, sehr gut gezeichnete Landschaften.

Jetzt öffnete sich die andere Thür, und aus dem Nebenzimmer trat eine junge Dame herein, deren Aeußeres vollständig der enthuftastischen Schilderung Nathansohn's entsprach. Das blonde Haar, welches sich in dichten Locken um ihren Nacken schmiegte, leuchtete im Strahle der durch's Fenster scheinenden Sonne wie pures Gold. Aus dem fein modellirten Antlitz leuchteten unter dunklen Brauen zwei sanfte, himmelblaue Augen hervor, deren schwarze seidene Wimpern dem Blicke etwas Schmelzendes gaben. Ueber das edle, bleiche Antlitz ging ein leiser Zug des Kummer's. In ihrem schlanken Wuchse nahm sie sich in dem dürftigen Zimmer wie eine hehre Erscheinung aus.

Sie verneigte sich fremd vor Wolfgang und fragte mit einem Blicke, der durchaus kein Vergnügen ausdrückte:

„Sie wünschen meinen Bruder zu sprechen? Ich glaube, daß er bald kommen wird. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Mit diesen Worten deutete sie kalt auf einen Stuhl.

„Vielleicht ist es besser, ich komme später wieder,“ sagte der Baron; „ich fürchte Sie zu stören.“

Das junge Mädchen blickte mit halb unentschlossener, halb verlegener Miene auf.

„In der That, mein Herr,“ erwiderte sie nach einer kurzen Pause, „ich weiß nicht, . . . ich möchte Ihnen gern sagen . . . Zwar wird mein Bruder böse werden, wenn ich Ihnen sage, was ich denke, aber dennoch —“

Wolfgang war über diese unklare Rede nicht wenig überrascht.

„Bitte, mein Fräulein, sprechen Sie nur frei heraus,“ ermutigte er mit einem fortwährend sich steigenden Interesse an dem anmuthigen und doch so räthselhaften Wesen.

„Gut denn, mein Herr,“ begann sie ernst, „ich wollte Ihnen sagen, daß ich es vorziehen würde, wenn Sie nicht erst auf meinen Bruder warteten.“

„Es scheint mir denn doch, Fräulein Nettberg,“ bemerkte der Baron lächelnd, „daß Sie hinsichtlich meiner Person in einem Irrthum befangen sind.“

„Sind Sie nicht Herr von Quinna?“ fragte die Dame.

„O nein! mein Name ist von Sturen.“

„Herr Baron von Sturen!“ nickte sie lebhaft, und der befangene Ernst ihres Wesens verwandelte sich in freudige Ueberraschung. „O, dann sind Sie der Herr, welcher Herrn Nathansohn die Ohrringe abkaufte.“ Sie erröthete, während sie dies sagte.

„Es ist so,“ nickte der Baron. „Durch Herrn Nathansohn erfuhr ich auch Ihre und Ihres Bruders Lage, welche es erklärlich macht, daß Sie sich jenes Familienandenkens entäußerten.“

„Ach, Herr Nathansohn hätte dieß nicht sagen sollen,“ entgegnete sie, das schöne Auge zu Boden senkend.

„Er antwortete nur auf meine Fragen. Ich kam hierher ohne die Absicht, mich in Ihr Vertrauen drängen zu wollen, sondern nur, um mit Ihrem Bruder zu sprechen und zu sehen, ob ich etwas für ihn thun kann. Aber jetzt, da ich hier bin, würde es mich doch interessieren, zu erfahren, wer jener Herr von Quinna ist, für welchen Sie mich anfangs hielten. Ich hoffe, ich gehe durch diese neugierige Frage nicht zu weit?“

„Durchaus nicht, Herr Baron,“ antwortete sie, abermals erröthend, „wenn Sie wüßten, was Sie alles gethan haben, indem Sie die Ohrringe kauften, würden Sie

fühlen, daß Sie ein Recht zu Ihrer Frage besitzen. Ich kenne Herrn von Quinna nicht, aber ich weiß, daß er und seine Kameraden die Mitschuld an Edmund's leichtfertigem Leben tragen. Von solchen schlimmen Einflüssen umgeben, ist Edmund, leider muß ich es sagen! — tiefer und tiefer gesunken. Ich bin durch ihn fast bettelarm geworden, und mit jenen Brillantohrringen habe ich ihm mein Letztes geopfert."

"Ich habe die Ohrringe bei mir," sagte der Baron, der theilnahmsvoll zugehört hatte. "Sie können sich denken, Fräulein Nettberg, daß es beim Einkauf derselben nicht mein Zweck war, sie zu besitzen, sondern nur einigen Beistand zu leisten. Ich kann Ihnen nachfühlen, daß Sie sich nur mit Schmerz von diesem Schmucke trennten, und bitte Sie daher, ihn wieder zurückzunehmen." Er zog das eingeseigelte Etui hervor und bot es dem jungen Mädchen dar.

Dieses trat entschieden zurück, doch nicht ohne einen Blick des Vergnügens.

"Nein, Herr Baron," entgegnete sie, "ich kann den Schmuck nicht zurücknehmen . . . am wenigsten von . . . von . . ."

"Von einem Fremden, wollen Sie sagen," nahm ihr Wolfgang das Wort von den schönen Lippen. "Aber ich bin überzeugt, daß dieser Einwand wegfallen wird, wenn Sie mich näher kennen —"

"O, dann würde ich vielleicht anders fühlen," versetzte die Dame: "Ach! man begegnet im Leben so selten einem theilnehmenden Herzen!"

"Nun, so zeigen Sie, daß Sie ein solches nicht von sich weisen, Fräulein Nettberg, und nehmen Sie diesen Schmuck wieder zurück. Ich kann nichts damit anfangen und vermissen das Geld nicht, welches ich dafür ausgegeben habe. Was mich hierher führte, war der Wunsch, Ihrem Bruder nützlich zu werden. Mag aber nun dieser mein erster Besuch seinen Zweck verfehlen oder nicht, — auf alle Fälle bitte ich Sie, mich wenigstens als Ihren Freund zu betrachten, Fräulein Nettberg."

"Als solcher haben Sie in der That gehandelt, Herr Baron!" antwortete sie, während Thränen in den blauen Augen glänzten.

"Nun gut," nickte Wolfgang, "und so geben Sie mir den Beweis, daß Sie mich als Freund ansehen, indem Sie diese Ohrringe zurücknehmen. Ich weiß nichts damit anzufangen."

Noch ehe er ausgesprochen hatte, näherten sich draußen auf dem Corridore Männer Schritte.

"Mein Bruder Edmund," sagte das junge Mädchen aufschauend, und Wolfgang benutzte den Augenblick, ihr das versiegelte Etui in die Hand zu drücken.

Im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thür, und ein sehr stutzerhaft gekleideter Herr, etwa in der Mitte der Dreißig, dem ein hinter ihm Folgender den Vortritt ließ, trat ein.

"Sie wohnen verflucht hoch, Nettberg," wandte er sich mit näselnder Stimme zu seinem Hintermann zurück, "der Teufel hole das Treppensteigen. Wuh! wuh!"

Wie jemand, welcher die Wohnung von Leuten betritt, die einer untergeordneten Gesellschaftschielte angehören, blieb er, den Hut auf dem Kopfe, ein paar Augenblicke in der offenen Thüre stehen und pustete, ohne sich um die im Zimmer anwesenden Personen zu kümmern. Endlich trat er näher.

"Gewiß — äh — habe ich das Vergnügen mit

Fräulein Nettberg — äh — der Schwester meines Freundes?" wandte er sich an das junge Mädchen, seinen Hut abnehmend und eine nachlässige Verbeugung machend. Er beachtete den Baron nicht, zumal sein Auge noch vor dem grell zum Fenster hereindringenden Sonnenstrahle geblendet war, nachdem er von dem dunkeln Corridore hereingetreten.

"Mein Name ist von Quinna," fuhr er in seinem näselnden Tone gegen Fräulein Nettberg gewendet fort. Zugleich setzte er seinen Kneifer auf und ein lautes "Ah!" angenehmer Ueberraschung entschlüpfte ihm, da ihm jetzt erst die Augen über die schöne Erscheinung des jungen Mädchens aufgingen. Diese näherte sich dem Baron, als suchte sie bei ihm Schutz vor den zudringlich bewundernden Blicken des gespreizten Gecken. Jetzt erst würdigte dieser den Baron größerer Aufmerksamkeit. Er maß den jungen, schönen, mit vornehmer Eleganz gekleideten Mann von Kopf bis zu den Füßen, und je länger er ihn betrachtete, desto finsterner zog sich seine Stirne zusammen.

"Hel Nettberg! Was soll das heißen?" rief er seinem Freunde zu, indem er auf den Baron deutete.

Edmund war langsam eingetreten. Hatte Herr von Quinna vorhin nur eine Erschöpfung affektirt, um zu zeigen, wie wenig er an Besuche in so hoch gelegenen Wohnräumen gewöhnt sei, so schien Nettberg von dem ihm längst gewohnten Ersteigen der vier Stockwerke wirklich angegriffen zu sein. Sein Gesicht war bleich, seine Brust keuchte, er legte die Hand darauf, als fühle er Schmerz. Er hatte sich inzwischen erholt. Als er jetzt durch Quinna's entrüstete Frage aufmerksam gemacht, den fremden Besucher näher betrachtete, wankte er plötzlich einen Schritt zurück.

"Verdammt!" murmelte er hinter den fest aufeinander gebissenen Zähnen.

Nicht minder groß, wenn auch ganz anderer Art war Wolfgang's Ueberraschung, denn er erkannte in dem Bruder des jungen schönen Mädchens den vorgebliehen Professor von Malten. Doch ließ er sich aus zarter Rücksicht für dessen unglückliche Schwester nicht das Geringsste merken.

"Herr Nettberg," redete er diesen in verbindlichem Tone an, "ich kam hierher, um mit Ihnen einige Worte über Ihre Angelegenheiten zu sprechen: da ich jedoch finde, daß Sie anderweit in Anspruch genommen sind, so will ich eine günstigere Gelegenheit wählen."

"Und wer — äh — wer sind Sie denn, mein Herr?" mischte sich Herr von Quinna ein, indem er sich vor Wolfgang aufpflanzte.

"Ich wüßte nicht," gab dieser verächtlich zur Antwort, "weßhalb ich Ihre Frage beantworten sollte; ich kenne Sie nicht und fühle auch durchaus kein Verlangen nach Ihrer Bekanntschaft."

"Mein Name ist von Quinna, Herr," rief der Andere.

"Ich habe kein Geschäft mit Herrn von Quinna," entgegnete der Baron, "sondern mit Herrn Nettberg."

"Aber ich bin Herrn Nettberg's Freund," sagte Quinna giftig.

"Es thut mir aufrichtig leid, dies zu hören," erwiderte der Baron ruhig, "denn nach Allem, was ich sehe, scheint diese Freundschaft durchaus nicht vorthellhaft für ihn zu sein."

"Herr!" rief der Andere wüthend, "jetzt bestehe ich

darauf, daß Sie mir Ihre Karte geben. Ich muß Satisfaction haben, Herr — äh —; ich muß Satisfaction haben!"

Das junge Mädchen wollte sich, schreckensbleich im Gesicht, zwischen die beiden Streitenden stellen.

"Seien Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein!" sprach ihr Wolfgang lächelnd zu. "Mein Herr," wandte er sich hierauf an Quinna, "ich gebe nie meine Karte an Leute, welche ich nicht kenne. Wenn Sie der Mann sind, für den ich Sie halte, so soll Ihnen solche Satisfaction werden, wie eine Reitpeltche sie geben kann. Wenn Sie keine solche Person sind und dies zu meiner Zufriedenheit beweisen, so will ich mich entweder bei Ihnen entschuldigen oder Ihnen auf jede Weise, die Ihnen beliebt, Genugthuung geben. Und jetzt gehen Sie mir aus dem Wege, Herr, sonst könnte ich mich hinreißen lassen, Sie zur Thüre hinauszuerwerfen."

Mit großer Beweglichkeit machte Herr von Quinna's etwas kümmerlich gerathene Person dem Baron Platz, dessen Körperformen, bei aller Eleganz, dennoch etwas Nerviges verriethen.

"Herr Nettberg," richtete Wolfgang das Wort an diesen, "ich wünsche einige Worte mit Ihnen zu reden, und wenn es Ihnen genehm ist, mich heute Abend zu besuchen, so werde ich mich freuen. Mein Name ist von Sturen," fügte er hinzu und nannte dann auch sein Hotel. Er wußte sehr geschickt den unbefangenen Ton zu treffen, als stelle er sich dem jungen Wüßlinge zum ersten Male vor, und vielleicht glaubte Nettberg auch in der That, der Baron habe in ihm den Assessor von Malten nicht wieder erkannt. Jedenfalls hatte er sein sicheres Wesen wieder gewonnen, und wenn noch ein Rest von Verlegenheit zurückgeblieben war, so verbarg sich derselbe unter einem frechen Lächeln, welches sich durch zwei lange Falten unter dem Ohr ausdrückte und zugleich etwas Hämißches hatte.

"Fräulein Nettberg," verabschiedete sich der Baron von der jungen Dame, "ich werde mir ein anderes Mal die Freiheit nehmen, Ihnen meine Aufwartung zu machen."

Herr von Quinna hatte während der ganzen Zeit mit einem dummen verlegenen Lächeln dagestanden.

"Und nun, Nettberg," sagte er nach der Entfernung des Barons, als wäre nicht das mindeste vorgefallen, "nun führen Sie mich bei Ihrer Schwester in optima forma ein."

"Ich muß jede weitere Einführung ablehnen," entgegnete die junge Dame, sich zurückziehend; "ich fühle durchaus keine Neigung, Herr von Quinna, Ihre Bekanntschaft zu machen, und da ich dies meinem Bruder bereits gesagt habe, so hätte er mir diese Verlegenheit ersparen können."

Mit einer kalten Verneigung des Hauptes ging sie in das andere Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Herrn von Quinna's kleine Gestalt schien sich zu recken, während er mit entrüstetem Erstaunen bald auf seinen Freund, bald nach der Thür blickte, durch welche dessen Schwester verschwunden war.

"Sagen Sie mal, Nettberg," fragte er in einem herrischen Tone, als wolle er diesen für das Geschehene verantwortlich machen, was soll denn das alles heißen? Und was wollte jener unverschämte Mensch bei Ihrer Schwester?"

"Das hoffe ich selbst erst zu erfahren," gab Nettberg verdrießlich zur Antwort. "Ich kenne ihn nicht. Das Beste wird sein, wenn Sie mich jetzt mit meiner Schwester allein lassen, Quinna. Ich will sie schon zur Vernunft bringen. In einer Stunde treffen Sie mich im Café Dauer."

"Gut," sagte der andere, "und vergessen Sie nicht, Nettberg," setzte er in leisem, drohendem Tone hinzu, "daß Sie vollständig in meiner Hand sind! Haben Sie verstanden?" Mit diesen Worten schritt er ohne Gruß aus dem Zimmer.

Als seine Schritte draußen verhallt waren, klopfte Edmund leise an die Zimmerthür seiner Schwester.

"Melanie!" rief er, "Melanie, er ist fort. Komm heraus und laß ein vernünftiges Wort mit Dir reden."

Melanie trat mit verweinten Augen heraus.

"O, Edmund!" sagte sie vorwurfsvoll, "es wundert mich, daß Du Dich nicht schämst, mich in eine solche Lage gebracht zu haben."

"Unsinn, Mädchen, Unsinn!" lachte Edmund. "Sage mir jetzt vor allen Dingen, wie kommt dieser Baron von Sturen hierher? Und was will er von mir?"

"Er will Dir helfen, Edmund," rief Melanie, in deren Augen durch die Thränen hindurch neubelebte Hoffnung aufstrahlte, "der alte Nathansohn, von dem er die Ohrringe kaufte, hat ihm von Dir erzählt, und der Baron suchte Dich auf, um Dir seinen Beistand anzubieten."

"Den alten Nathansohn soll der Teufel holen, daß er mir Leute auf den Hals schießt, nach denen ich kein Verlangen trage!" rief Edmund. "Es giebt nur eine Person, die mir helfen, die mich vom Untergange retten kann, — und die bist Du!"

"Durch meinen eigenen Untergang soll ich Dir helfen," entgegnete Melanie vorwurfsvoll, "an diesen Herr von Quinna willst Du mich verkaufen. Mache nicht, daß ich mich selbst verachten muß! Geh' und verlaß mich!"

"Ist das Dein letztes Wort?" fragte Edmund, während es in seinen matten gläsernen Augen unheimlich aufleuchtete, "soll ich mit diesem Bescheid zu meinem Freunde Quinna gehen, der mich —" fügte er, der Schwester in's Ohr flüsternd, hinzu — "in's Zuchthaus bringen kann?"

Melanie wurde todtensblaß und sank lautlos in einen Stuhl. Sie ahnte schon längst, daß ihr Bruder sich auf schlimmen Abwegen befand, von denen ihre schwache Mädchenhand ihn nicht zurückzuhalten vermochte. Sie hatte ihm nicht auf seinen verborgenen Pfaden folgen können, aber sie wußte, daß er sich, ganze Nächte ausbleibend, Vergnügungen hingab, die er aus ihrer kärglich versehenen Börse nicht bestreiten konnte; sie hatte oft Besucher bei ihm gesehen, deren heimliches Wesen und verschlagene Physiognomien nichts Gutes verkündeten.

(Fortsetzung folgt.)

Goldföner.

Langsam gehe Dir, Freund, die Freumbin, "Entschließung" zur Seite, Eilt sie voran, holt bald folgende Neue sie ein.

Eine einzige Handlung, unbedacht und leichtsinnig vollbracht, als unbedeutend geachtet, kann entscheidend für ein ganzes Leben werden.

Jeremias Gottlieb.

Zur Weltausstellung in Antwerpen.

Von Dr. Joseph Schiesl.
(Fortsetzung und Schluß.)

Was die Frage anbelangt, ob es richtig war, die Ausstellung in Antwerpen und nicht, wie ursprünglich projektirt war, in Brüssel zu veranstalten, so ließe sich darüber verschiedenes sagen. Sicher ist, daß die Entscheidung für Antwerpen hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen ist, daß diese Stadt vermöge ihrer günstigen Lage an der Schelde den Ausstellern besonders der überseeischen Länder den Transport und die Verladung ihrer Waaren erleichterte. Um nun doch Brüssel, das als die Hauptstadt des Landes ein gewisses Recht beanspruchte, nicht ganz leer ausgehen zu lassen, beabsichtigte man ursprünglich eine Doppelausstellung abzuhalten, und zwar in der Weise, daß die Industrie in Antwerpen, Kunst und Wissenschaft in Brüssel zur Ausstellung kämen. Zu diesem Zwecke wollte man die beiden Städte durch eine elektrische Eisenbahn verbinden, welche die 44 Kilometer betragende Entfernung in 10 Minuten durchfahren sollte; allein das Projekt scheiterte theils an technischen Schwierigkeiten, theils am Mangel genügender Finanzierung, so daß Antwerpen der endliche Sieg verblieb.

Seine Bedeutung verdankt Antwerpen seiner Lage an der breiten Schelde. Schon zur Zeit Karls V. galt es als die lebendigste und herrlichste Stadt der christlichen Welt, selbst Venedig an Pracht übertreffend. In der Folge aber verlor Antwerpen von seiner Bedeutung, da die beständigen Kriege, in welche es verwickelt war, nicht bloß seine Selbstkraft schwächten, sondern auch seine Einwohnerzahl verminderten. Erst Napoleon, der die strategische Wichtigkeit dieses Platzes erkannte, hob wieder die gesunkene Stadt; er ließ die großen Hafenanlagen erbauen, Dämme und Schiffswerften herrichten und die Stadt mit einer doppelten Linie von Festungsgräben umgeben. Damit legte er den Grund zu der Bedeutung, welche Antwerpen heutzutage als eine der stärksten Festungen und größten Seehäfen der Welt genießt. Die holländische Regierung erweiterte zuerst diese Anlagen, ließ sie jedoch später wieder schleifen und erbaute dafür einen einzigen breiten Graben, der in einem weiten Bogen die Stadt umspannt und sich in seinen beiden Endpunkten auf die Schelde und an der Nordseite auf die neuerbaute Citadelle stützt. Der Plan der Kriegsverwaltung bestand darin, Antwerpen im Falle eines Angriffes seitens einer auswärtigen Macht zur Defensivbasis der gesammten Landesvertheidigung zu machen. Deshalb wurden überall mächtige Schleusen angelegt, welche binnen weniger Stunden den größten Theil der Stadt unter Wasser setzen und so fremden Truppen den Eintritt in die Stadt verwehren konnten.

Der Verkehr der Schiffe in Antwerpen ist ein sehr bedeutender. Durchschnittlich liegen täglich 2—300 Schiffe aller Art in den großen Bassins oder an den Docks. Statistischen Erhebungen zufolge verkehrten in Antwerpen im Jahre 1890 gegen 4000 Schiffe, darunter 3000 Dampf- und 1000 Segelschiffe. Die Einfuhr schwankt zwischen 40 und 50 Millionen Francs. Längs des Scheldestromes ziehen sich die nahezu 4 Kilometer langen Werften hin, an welche sich auf der einen Seite die mächtigen Lagerhäuser anschließen. Die Verladung geschieht zum größten Theile unmittelbar in die Eisenbahnwagen, und zwar mittels hydraulischer Krane, welche ihre Arbeit mit überraschender Geräuschlosigkeit verrichten.

Besonders zur Zeit der Ankunft der großen transatlantischen Dampfer entfaltet sich hier ein bewegtes Leben. Tausende von Händen sind geschäftig, die Ladung in möglichst kurzer Zeit zu löschen; dazwischen rollen die Eisenbahnwagen, welche die verfrachteten Waaren weiterführen — ein Getöse und ein Gemühl von Menschen, wird durcheinander und doch nach einem einheitlichen Plane geleitet. In der Regel sind die Schiffe in 15 bis 20 Stunden geleert und gehen dann in die Bassins, um dort von den Strapazen der Reise einige Tage auszuruhen. Wer sich das Treiben auf den Docks ansehen will, dem bietet sich auf der weiten Balustrade, welche sich einige hundert Meter längs des Ufers dahinzieht, der beste Standpunkt. Eine steinerne Treppe führt zu den Promenoirs, von wo aus man eine herrliche Rund- sicht über einen großen Theil der Hafenanlagen, sowie die auf der Schelde liegenden Schiffe genießt. In Mitten dieser Anlagen erhebt sich in gewaltigen Verhältnissen das sogenannte Scheldethor, ein mächtiger, zu Ehren Philipps IV. errichteter Bau, dessen Plan von Rubens entworfen und von Quellin 1624 ausgeführt wurde. Die Inschrift:

Cui Tagus et Ganges, Rhenus cui servit et Indus,
Huic famulus gaudet volvere Scaldis aquas.
Quasque olim proavo vexit sub Caesare puppes,
Has vehit auspiciis, magne Philippe tuis.

S. P. Q. Antwerp. hanc molem dedic. XVII. cal. Maji MDCXXIV.
(Ihm, dem der Tajo und Ganges, dem Rhein und Indus

gehörten,
wälzet der Schelde Gewalt dienend die fröhliche Fluth.
Und wie sie einst des Kaisers, des Ahnherrn Flotte getragen,
Führet sie jetzt mit Stolz Philipps, des Großen, Panier.)

worin der Dichter den „großen Philipp“ feiert, wurde allerdings durch die Zeitverhältnisse bald überholt; 1640 verlor Philipp Portugal, und 1648 mußte er die Freiheit der Niederlande anerkennen.

Im Innern der Stadt, besonders an den neuangelegten Straßenalleen, Leopold-, Rubens-Straße u. s. w., ist es merklich ruhiger. Erst Abends, wenn die Tausende von Dockarbeitern von der Arbeit heimkehren, beginnt sich auch da das Leben zu regen. Im Allgemeinen macht jedoch Antwerpen bei weitem nicht den reichen und eleganten Eindruck wie Brüssel — man merkt, daß man in einer Stadt ist, in welcher gearbeitet und zwar viel gearbeitet wird, und nicht in einer Stadt, in welcher die Hauptbeschäftigung der Menge das Planiren auf den Straßen ist.

Unter den Kirchen ist die berühmteste die Kathedrale, eine große sieben-schiffige Basilika in Kreuzform. Sie ist die schönste und größte gothische Kirche der Niederlande. Während sonst die Kirchen Belgiens meist nur niedere Schiffe haben, beträgt hier die Höhe nahezu 40 Meter. Der Thurm der zu den höchsten der Welt mitzählt, hat eine verschiedenartige Beurtheilung erfahren. Während die Einen an ihm eine architektonische und harmonische Durchbildung vermissen und seine Ausführung mehr kühn denn als schön bezeichnen, haben Andere ihm wegen der Zerlichkeit und Feinheit der Arbeit das höchste Lob gespendet; so Kaiser Karl V., der einmal den Ausspruch gethan, der Thurm verdiene in einem Schmuckkästchen aufbewahrt zu werden. Das Innere der durch die Bilderfürmer des Mittelalters, wie auch durch die Revolution arg beschädigten Kirche ist in einfachen, würdigen und großartigen Verhältnissen angelegt. Ueberraschend und von bedeutender perspektivischer Wirkung ist die bei jedem Schritte für das Auge sich vollziehende Verschiebung

der 7 Schiffe. Neben ihrer baulichen Vollendung verdient aber die Cathedrale vor allem Beachtung wegen der herrlichen Gemälde, welche die Kirche auch zu einem Kunsttempel ersten Ranges machen. Obenan steht die im südlichen Querschiffe befindliche „Kreuzabnahme“ von Rubens, welche er im Jahre 1610 bald nach seiner Rückkehr aus Italien gemalt hat. Sie ist die vollendetste aller seiner Schöpfungen. „Ihre Entstehung, meint ein neuerer Kunstforscher, verdankt sie einem Streite, der sich zwischen der Bogenschützengilde und Rubens bei Gelegenheit seines Hausbaues entsponnen hatte. Es handelte sich um die Kosten einer Mauer, welche das Besitzthum des Malers von dem Garten der Gilde trennte. Der Antheil, welcher auf die letztere fiel, schien mehreren Mitgliedern zu groß. Da legte sich der Bürgermeister Rodox, ein Freund Rubens' und Capitän der Gilde, in das Mittel und erlangte von Rubens, daß dieser zur Ausgleichung der Kosten noch ein Bild für die Gildenkappelle in der Cathedrale zu malen versprach. Das ist die Kreuzabnahme, welcher die Heimsuchung und Darstellung im Tempel als Flügel sich anschließen. Außen ist der Schutzpatron der Gilde, der hl. Christophorus, mit dem auf allen Christophorusbildern wiederkehrenden Eremiten und der Eule angebracht. Dies ist der authentische Vorgang. Die Künstlerjage fügt nun hinzu, die Schützen hätten sich einen „Christophorus“ bestellt, einen Christusträger. Rubens habe den Auftrag allegorisch genommen und die Abnahme vom Kreuze, auf welcher die Freunde des Herrn den Leichnam tragen, gemalt, auch die heilige Jungfrau nach der Heimsuchung als Christusträgerin und den Hohenpriester Simeon, wie er im Tempel Christus auf den Armen trägt, hinzugefügt. Die Schützen jedoch verstanden diese Allegorie nicht, sondern verlangten ihren Schutzpatron, den hl. Christophorus, den Rubens nachträglich auf einen Flügel gemalt; auf dem zweiten Flügel hätte er dann, die Beschränktheit der Schützen anzudeuten, den Eremiten mit der Laterne und einer Nachteule beigelegt. Eine andere bekannte Anekdote erzählt, daß die Kreuzabnahme, als sie auf der Staffelei war, durch Zufall oder Nachlässigkeit der Schüler in Rubens' Abwesenheit herabfiel und Schaden nahm. van Dyck, als der geschickteste, wurde gewählt, den Schaden auszubessern, was ihm so wohl gelang, daß Rubens nach seiner Rückkehr erklärte, sein Schüler habe ihn übertroffen. Die von van Dyck hergestellten Theile seien die Wangen und das Kinn der Jungfrau und der Arm der Magdalena. Auf dem Flügelbild hat Rubens in der Maria in blauem Gewande das Bildniß seiner ersten Frau, in der Figur mit dem Korbe das Bildniß seiner Tochter dargestellt.“

Das Gegenstück zur Kreuzabnahme hat Rubens in seiner Kreuzerrichtung geschaffen. Hier hat er seinem Oranje, dramatisch bewegte Gestalten darzustellen, vollauf freie Bahn gelassen. In der sichtslichen Anstrengung, mit welcher die Kriegsknechte das Kreuz aufzurichten sich bestreben, wollte er symbolisch andeuten, wie schwer die Last der Sünden sei, welche der göttliche Heiland am Kreuzestamme trage. Trefflich ist Rubens in diesem Bilde die Vertheilung von Licht und Schatten gelungen. Der Leib Christi ist von leuchtend heller Farbe, während die übrigen Gestalten mehr in's Dunkle gerückt sind, zum Theil sich fast in das Undeutliche verlieren. Originell, aber nicht sehr zum Bilde passend ist der der Frauengruppe beigegebene „Neufundländer“. Im Ganzen enthält die Cathedrale fünf Bilder von Rubens' Hand,

daneben auch gute Werke von Verbruggen, Matthyssens, Quellin u. s. w.

Seine Ruhestätte hat Rubens in der St. Jakobs-Kirche gefunden, in einer zu seinen Ehren gebauten Seitenskapelle. Sein Grab deckt ein Marmorstein mit der Inschrift: Non sui tantum saeculi, sed et omnis aevi Apelles dici meruit. Noch vor seinem Tode hat er das Altarblatt, welches das Jesuskind auf dem Schooße Marias in einer Laube sitzend darstellt, mit eigener Hand gemalt und, einer Legende zufolge, den Porträts der dargestellten Personen die Gesichtszüge seiner Familienangehörigen gegeben. In architektonischer Hinsicht steht diese Kirche der Cathedrale wenig nach, übertrifft sie jedoch noch an Pracht und Marmor Schmuck.

An Kunstsammlungen ist Antwerpen reicher denn jede andere Stadt Belgiens; das große städtische Museum, das Musée moderne, das Musée Plantin-Moretus, nach dem berühmten Buchdrucker Christian Plantin, der in diesem Hause gewohnt hat, und seinem Nachfolger so benannt, enthalten eine Menge hervorragender Kunstwerke, welche nunmehr zum Theil ihren Platz in der Ausstellung gefunden haben. Was diese selbst betrifft, so steht sie allerdings an Schönheit wie an Chic des Arrangements hinter der im Jahre 1889 in Paris veranstalteten zurück; allein immerhin bildet sie einen schönen Beweis, welch ein erstaunlicher Geist erfindender Arbeit die Belgier belebt, und wie diese auf allen Gebieten mit festem Gang vorwärts schreiten. Die meiste Anziehungskraft übt auf der Ausstellung „Alt-Antwerpen“ aus; es ist dies eine bis in das kleinste Detail getreue Wiedergabe eines Antwerpener Stadtviertels aus dem 15. Jahrhundert. Man findet dort Straßen und Gassen, Läden und Schenken, Werkstätten mit Arbeitern in altem geschichtlichen Anzuge, Kapellen, Brunnen und Wohnräume, Vorrathskammern, Thürmchen, Zinnen, Möbel und Geräthchaften aller Art und noch unzählige Gegenstände, welche mit bewunderungswürdiger Genauigkeit nachgebildet sind. Das Ganze ist ein Denkmal für den gründlichsten Fleiß historischer Forschung, dem auch nicht das kleinste unbedeutend erscheint. Eine andere nicht minder anziehende Spezialität der Ausstellung ist die Nachbildung einer im vorigen Jahre in Deadwood entdeckten unterirdischen Grotte. Zu diesem Behufe hat ein englisches Consortium 8000 Centner dieses krystallartigen Gesteins nach Antwerpen bringen lassen, um damit einen der 1500 Säle jener Grotte nachzubilden und ein das Auge entzückendes Naturschauspiel zu schaffen. Noch vieles andere Schöne finden wir dort, herbeigetragen von den Enden der Welt, aus den Ländern der verschiedensten Kulturstufen, die kostbarsten persischen Teppiche neben den einfachsten Jagdgeräthen Africas, die größten Maschinen, wahre Wunder der Technik, neben der feinsten Manufakturspize; jedes Land hat sein Bestes hiehergetragen, von dem Bewußtsein erfüllt, eine Friedensmission damit zu erfüllen und allmählig den Weg zur wirtschaftlichen Annäherung und Ausöhnung der Nationen anzubahnen. Daneben aber bietet jede Ausstellung dem Besucher, dem es in der Regel nur selten möglich ist, über den Rahmen seiner gewöhnlichen Thätigkeit hinaus seinen Blick zu erweitern und die Fortschritte auf dem Boden des gewerblichen wie des künstlerischen Lebens in gleicher Weise zu verfolgen, einen reichen Schatz des Wissenswerthen, die Frucht der edelsten und schönsten Bestrebungen menschlicher Arbeit.

Allerdings in der Zeit des Pasgangs und des Erabs, des Postfalls und des Wanderstabs war eine so weite Reise eine „That“, die sich jeder zuvor lange überlegte; heutzutage aber nehmen wir schon den süßen Trost mit auf die Reise, bald wieder die heimathlichen Penaten begrüßen zu können.

Reise-Skizze des bayerischen Pilgerzuges nach Lourdes 1894.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Pilgerzeichen (eine Lourdesmedaille an weißblauem Bändchen) und die Fahrkarten vertheilt waren, und mit den Morgenzügen auch alle andern angemeldeten Pilger eingetroffen waren, wurde von den 19 Waggon des langen Expreßzuges Besitz genommen; es waren fast ebensoviele Wagen 2. Klasse, als 3. Klasse. Den Herren des Comité's war ein Wagen 1. Klasse von der Generaldirection angewiesen; auf der ganzen Reise war deren Waggon durch ein weißblaues Fähnchen kenntlich gemacht. Um 9 Uhr 15 Minuten Vormittags ging der Zug ab, unter den Segenswünschen vieler anwesenden Bekannten.

Folgender Fahrplan unseres Pilgerzuges wurde ausgegeben:

Buchloe 9,15, Kaufbeuren 9,50, Günzach 10,34, Memmen 11,11, Immenstadt 11,51, Lindau an 11,51, ab 2,20. Romanshorn an 3,40, ab 4. Winterthur ab 5,55, Zürich 7 Uhr Abends, Aarau 8,43, Bern 11,22 Nachts, Genf an am 11. April 3,25 Vm., Bellegarde (französische Grenzstation) 4,30 Vm., Lyon an 9,11, Lyon ab am 12. April 9,38 Vm. Cette am Mittelmeer an am 12. April 6,22 Nm., ab 7,30, in Lourdes an am 13. April 7,45 Vm.

In Kaufbeuren, Memmen, Immenstadt war Aufenthalt von ein paar Minuten, um angemeldete Pilger aufzunehmen. In Lindau angekommen, hatten wir uns gleich auf den großen bayer. Dampfer begeben, der uns über den Bodensee rasch, binnen 1 Stunde, nach Romanshorn in die Schweiz beförderte, bei günstiger Witterung. Adieu! Liebes Heimathland! hatten Manche gerufen, auf frühliches Wiedersehen in 10 Tagen! Romanshorn zählt 3200 Einwohner, ist der größte Hafen am Bodensee, hat großen Kornmarkt. Nach 20 Minuten gieng der Schweizer Expreßzug ab, es wurde jedoch ziemlich oft angehalten, wenigstens an allen größern Stationen, um entgegenkommenden Zügen auszuweichen. Es war ursprünglich bestimmt, schon Tags vorher, am 9. April, durch die Schweiz zu fahren; aber die Bahnverwaltung hatte erklärt, weder Wagen, noch Führerpersonal an diesem Tage zur Verfügung zu haben, da Alles in Beschlag genommen sei für das Frühlingsfest in Zürich. Raschen Fluges gieng es vorbei an vielen Orten und Städten, der Bahnlinie Romanshorn—Zürich, als z. B. Frauenfeld mit 6100 Einwohnern, Hauptstadt des Kantons Thurgau, an der Murg, mit großen Baumwollenfabriken und Arbeiterkasernen, einem alten Schloß aus dem 11. Jahrhundert; dann Winterthur mit 16,000 Einwohnern an der Sulach, Knotenpunkt von 8 Eisenbahnen, in dessen Umgegend vortrefflicher Wein wächst. Von Winterthur führt die Bahn über die Töss, rechts sieht man die Ruine Hochwülflingen auf einer Höhe von 600 Meter; nach der

Station Derlikon tritt sie in den 935 Meter langen Tunnel unter dem Käferberg, überschreitet die Klüfte Dimmat und Sihl und erreicht Zürich mit 91,000 Einwohnern am nördlichen Ende des herrlichen Züricher Sees und an beiden Ufern der Dimmat, welche die Stadt in zwei Theile scheidet.

Es war Abends 7 Uhr, als wir ankamen. Der Aufenthalt dauerte nur einige Minuten; sie ist Vielen aus uns bekannt durch die Wallfahrt nach Einsiedeln, wohin eine Zweigbahn führt, bis Wädensweil, von der aus man eine prächtige Aussicht auf den See genießt, auf die Insel Ufnau, mit zwei schönen Kirchen, und auf die im Hintergrund der Landschaft sich zeigenden Alpen; von Wädensweil umzieht die Bahn in weiten Bogen die östlichen Abhänge des 1200 Meter hohen Rhonens, passiert von Viberbrücke an das Alpthal und gelangt nach Einsiedeln, das wir aber erst auf der Rückfahrt aus Frankreich besuchten. Betreffs Zürich bemerkten wir noch, daß es viele Kirchen besitzt, welche insgesammt den Reformirten gehören. Das katholische Gotteshaus ist in Auser-Sihl, auf dem linken Ufer der Sihl. Daß Zürich auch eine Universität besitzt, auf welcher viele Studenten und Studentinnen studieren sollen (Letztere auf Philosophie oder Medicin inscribirt, meist aus Rußland, nebenbei dem Nihilismus ergeben), ist bekannt; auch eine große Freimaurerloge befindet sich hier. Die Vereinsmeierei ist in Zürich in großer Blüthe, Sängerverein, Turn-, Stahradfahrer- und andere Vereine; die Liedertafel „Harmonie“ hat ein großes, schönes Palais als Eigenthum. Eine halbe Stunde von der Stadt erhebt sich der Heilig-Berg, 873 Meter hoch; eine Bahnradbahn führt auf denselben. Wir verlassen die im Glanze der Abendsonne leuchtende prächtige Stadt um 7 Uhr 15 Minuten.

Wir haben bisher von Lindau aus 56 Kilometer befahren mit 20 Bahnstationen. Die Linie Zürich—Bern—Genf zählt 241 Kilometer mit 35 Bahnstationen. Die Bahn überschreitet nach dem Austritt aus der Station Zürich die Sihl und fährt der Dimmat entlang nach Baden (3800 Einwohner) mit berühmten Heilquellen, überschreitet die Reuß und berührt Brugg (1572 Einwohner), eine alterthümliche Stadt, zieht sich längs der Aar hin und vorbei an der Station Aarau (6800 Einwohner), am Fuße des Jura gelegen, nach Olten (4900 Einwohner), einem der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte der Schweiz.

Von Olten führt die Bahn neben dem rechten Aar-Ufer, links das Salisloß, durch einen Tunnel vor Narberg, tritt nach Niedwyl in grüne Thäler, hinter Wyningen wieder in einen längeren Tunnel, dann bei Burgdorf (6800 Einwohner) über die große Emme, passiert die Narbrücke (182 Meter lang und 44 Meter hoch) und dann den Bahnhof von Bern (45,000 Einwohner), Bundeshauptstadt in ziemlich ebener Lage. Von den Fremden wird der Zeitlockenthurm mit künstlichem Uhrwerk aufgesucht; bei jedem Stundenschlag erscheint der krähende Hahn und eine Bärenschaar! Bekannt ist der dortige Bärenzwinger mit einem Bärenpaar. Unter dem Kornhaus ist ein Weinkeller, dessen größtes Faß 42,000 Flaschen enthält. Hier ist auch eine Universität, der noch eine altkatholische Facultät angegliedert ist, von welchen Studenten frequentiert, deren geringe Zahl dem dort residirenden altkatholischen Bischof Herzog, ehemaligem Professor, nicht behagen will. Der Bahnhof in Bern ist großartig; in der dortigen Restauration konnte man

sich erquicken; ein paar Fische waren mit schweizerischen Cavallerie-Offizieren besetzt. Es war 11 Uhr 22 Min. Nachts, als unser Zug den Bahnhof verließ. Das Mondlicht beleuchtete die Berner Alpen, die bei der Ausfahrt aus dem Bahnhof sichtbar wurden, sie werden aber bald durch den Gurten verdeckt. Dann fährt die Bahn durch ein Wiesenthal, verläßt nach Försihaus das Berner Gebiet und betritt den Freiburger Kanton, fährt durch den Flamm- und Mühlthal-Tunnel, passiert schließlich eine über die Saane erbaute 370 Meter lange und 80 Meter hohe Eisenbahnbrücke und gelangt nach Freiburg (12,000 Einwohner). Sehenswert ist die Nikolauskirche mit einer der größten Orgeln Europas; die Orgel hat 7800 Pfeifen und 65 Register. Für uns Augsburger Diözesanen hat besondere Bedeutung die Michaelskirche mit dem Grabmal des sel. Jesuitenpaters Petrus Canisius, dem unsere Diözese so viel verdankt wegen Erhaltung des katholischen Glaubens; er war ja mehrere Jahre auch Domprediger in Augsburg. Der Nacht halber konnte an einen Aufenthalt nicht gedacht werden. Die Pilger von 1890 haben in feierlicher Procession dessen Grabmal besucht, wobei sie von einem Jesuitenpater Namens des Bischofs begrüßt wurden, in salbungsvoller Predigt. Die dortige katholische Universität blüht mehr von Jahr zu Jahr und weist eine ziemlich große Frequenz-Ziffer auf. Der berühmteste Professor an der theologischen Fakultät ist der Dominikaner Peter Weiß, ein hauptsächlichlicher Anziehungspunkt für die Studenten. In der Nähe der Michaelskirche ist die größte und längste Drahtbrücke Europas, 247 Meter lang. Von Freiburg geht die Bahn über einen hohen Damm längs der Glane hin, dann über eine prächtige Steinbrücke, sodann folgt eine einförmige Hochebene.

Nach der Station Cheybres führt die Bahn durch den 460 Meter langen Tunnel von Cornallaz; nach dem Austritt aus demselben wird man durch den wunderbaren Anblick des Genfer Sees überrascht. Die Landschaft wird immer herrlicher, der Weg führt durch Weingegenden, nach 2 kleineren Tunnels über die 43 Meter lange Paubéze-Brücke nach Lausanne (33,000 Einwohner), auf 3 Hügeln erbaut, mit einer herrlichen Kathedrale. Mit Lausanne haben wir das Ufer des Genfer Sees berührt. Derselbe hat einen Flächeninhalt von 11 $\frac{1}{2}$ geogr. Meilen, ist 1 $\frac{1}{2}$ Quadrat-Meile größer, als der Bodensee, 78 Kilometer lang. Die Bahn führt vorbei an den Städten Morges (4088 Einwohner) mit Hafen und altem Schloß, Nyon (4200 Einwohner) mit Schloß aus dem 16. Jahrhundert, nach Genf (70,000 Einwohner), der bevölkerlichsten und reichsten Stadt der Schweiz. Genf wird durch die Rhône in zwei Theile getheilt und durch 8 Brücken verbunden, deren größte die Pont-du-Montblanc. Genf, die Stadt Calvins, deren Einwohner früher fanatischen Haß gegen die Katholiken hatten, ist sehr reich an Sehenswürdigkeiten; wir konnten davon nicht profitieren! Hier spricht man auch das reinste Französisch, weshalb Genf stets gerne von Sprachbesessenen aufgesucht wird. Es war am 11. April 3 Uhr 25 Min. Morgens, als wir ankamen, 4 Uhr 30 Min., als wir abreisten auf der Bahnlinie Genf—Lyon, 170 Kilometer lang, mit 15 Bahnhaltungen. Die Bahn tritt jetzt in französisches Gebiet, geht nach der 5. Station Collonges durch 2 kleinere Tunnels, dann durch den 3900 Meter langen Tunnel Credo, überschreitet den herrlichen Viaduct über die Valserine (11 Bogen, der größte 52 Meter

hoch) und gelangt nach Bellegarde, der Zollstation für Schweiz und Frankreich. Alles aussteigen! Zollrevision! Mit Eiferigkeit und Hast drängte sich das Gros der 500 Pilger durch die Zolllhallen; es brauchte nur wenig Zoll bezahlt zu werden, die Meisten hatten nichts zu entrichten; die ganze Revision wurde schnell bethätigt, mit großer Milde. Als bald waren wieder sämmtliche Pilger in den hübschen, großen und bequemen Waggons der Lyoner Bahn untergebracht. Man passiert bald nach Austritt aus dem Bahnhof 4 Tunnels, von denen der längste der Paradies-Tunnel ist, 1025 Meter, und erreicht die Station Pyrimont, bei der bedeutende Asphaltminen sich befinden. Der Zug ging an den Ufern der Rhône zwischen Felsen und Schluchten mit viel größerer Schnelligkeit, als in der Schweiz. Die meisten Pilger befanden sich zum ersten Male auf dem Boden Frankreichs, welchen heutzutage der Deutsche mit einem eigenthümlichen Gefühle betritt; wie wird man uns begegnen? hieß es; erst am andern Ende des großen Reiches, an der Grenze von Spanien, werden wir nach langer Fahrt das hehre Ziel der großen Reise erreichen. Nach der Station Culoz ist die Bahnrichtung eine nordwestliche bis Amberieu (3618 Einwohner), von da eine südwestliche bis Lyon mit 5 Hauptbahnhöfen und 7 andern. Zuerst passiert die Bahn den Bahnhof St.-Claire, dann den Viaduct über die Rhône, den 2. Bahnhof Brotteaux, überschreitet noch einmal die Rhône und läuft in den Centralbahnhof von Perrache ein.

Wir sind in Lyon angelangt, in einer herrlichen und sehr fruchtbaren Gegend gelegen, der größten Stadt Frankreichs nach Paris, am Zusammenflusse der Rhône und Saône; es ist 9 $\frac{1}{4}$ Uhr nach Pariser Zeit, mitteleuropäische Zeit 10 Uhr. Das Comité hatte eine deutsche Landsmännin ersucht, für die Pilger in geeigneten Hotels Quartiere zu bestellen, Fräulein Amélie Dorch, Lehrerin der deutschen Sprache, Rue Vauban 39, welche uns erwartete und begrüßte; nach Auftheilung der Quartierkarten fuhren wir in Parteen in die betreffenden Hotels. Viele von uns in das nahe Hotel Toulouse, früher Hotel Straßburg, wo wir gutes Quartier und sehr gute Verköstigung erhielten bei mäßigen Preisen.

Lyon ist nach Umfang, Bevölkerung, industrieller und politischer Bedeutung die zweite Stadt Frankreichs, deren Einwohner durch edlen Bürgerfinn und Bürgerfleiß sich hervorthun, zählt 350,000 Einwohner; es besitzt manche Elemente von Paris und gibt ein Abbild vom Leben der Weltstadt an der Seine, die wir schon gelegentlich einer Weltausstellung im Jahre 1867 kennen gelernt haben. Die Aues de la République, des Hotel de Ville, de Perrache, mit blühenden Anlagen und Baumpflanzungen, diese Straßen mit ihren luxuriös decorirten Schaufenstern und dem stolzen Hochbau ihrer mächtigen Häuserfronten, sowie einige Stadttheile jenseits der Rhône, concurrirten mit namhaften Pariser Straßen. Die prächtige Place Perrache und der reizende Square auf dem Republikplatz, das Caffeehaus-Leben auf der Straße, das Geschrei der Kleiderhändler und anderer Verkäufer und Zeitungsträger und viele dem Deutschen fremde Dinge erinnern an Frankreichs Hauptstadt; besonders auch die herrlichen geräumigen Passagen. Der Lyoner ist ein Franzose anderer Art als der Pariser, ohne dessen Feinheiten, den Esprit; sein Handel, seine Industrie, seine Zahlen absorbiren ihn. Außer den vielen und guten Gasthöfen sieht man zahlreiche Cafés und Restaurants, auch Cafés-Choco-

latters, wo Schokoladenfrühstücke zu haben sind; auch Bier wird geschänkt in einem eleganten Lokale in maurischem Stil, ebenso in einer nahen Brauerei unter dem Bahnhof. Die Tramways fahren auf 10 langen Hauptlinien zu beiden Seiten der Rhône und Saône, über erstere führen 9 Brücken, über letztere 13 Brücken; auf den Strömen fahren mehrere Dampfer; auf der Saône außerdem kleine Dampfer, Mouches genannt, die fleißig benützt wurden auch unserseits. Sofort fällt der Festungscharakter von Lyon in die Augen, da es in einem Umkreis von 6 Stunden von 18 betachteten Forts umgeben ist.

Die Stadt, am Kreuzungspunkte mehrerer Weltstraßen, verdankt dieser Lage ihre hervorragende Bedeutung als Haupthandelsplatz und Vermittlungspunkt zwischen dem Norden und Süden Europas; sie besteht aus der alten Stadt, auf dem rechten Ufer der Saône, dann der eigentlichen Stadt, auf der Landzunge zwischen beiden Strömen, und 6 Vorstädten! Auf einem Spaziergange gelangten wir von unserem Platz Perrache in die Bourbon-Straße, hier sind prächtige Magazine; sodann in das aristokratische Viertel Lyons, St.-Martin, mit einer sehr alten Klosterkirche aus dem 10. Jahrhundert, 5schiffige romantische Basilika mit 2 Thürmen; dann auf den Platz Bellecour, den Mittelpunkt des modernen Lyon, den schönsten Platz der Stadt, mit Eibkastanien, Gartenanlagen, Palmen, Springbrunnen geschmückt, begreiflich die Lieblingspromenade der Lyoner; in der Mitte das Reiterstandbild Ludwigs XIV. Auf diesem Platze ist das Museum der Glaubensverbreitung, in der Woche von 8-5 Uhr geöffnet, mit einer ethnographischen Sammlung der von den Missionären zugesendeten Geschenke, höchst interessant; unweit das Hospiz Charité, von General Kleber, „dem guten Deutschen“, für Arme gestiftet, mit 1217 Betten; 4000 arme Waisen und ausgesetzte Kinder werden auf Kosten dieser Anstalt gepflegt und erzogen, und 400 alte Arme hier bis an ihren Tod verpflegt. Die stolze aller Lyoner Straßen ist die „Republikstraße“, welche mit den schönsten Pariser Straßen concurriren darf; hier ist auch die Börse, gegenüber das Hotel de Ville, ein pompöser Ausdruck der Lebensfülle der reichen Stadt, mit prachtvollem Bildhauerschmuck in reiner edler Renaissance. Einer der bedeutendsten Plätze ist de Terreaux, mit einem schönen bronzenen Springbrunnen, an der Südseite das Palais St.-Pierre, ein ehemaliges Kloster, jetzt in ein Kunst-Museum umgewandelt für Sculpturen, Gemälde, archäologische und naturgeschichtliche Sammlungen, und einer Bibliothek! Hievon konnten wir nicht Einsicht nehmen, bei so kurzgemessener Zeit; wir suchten die Kathedrale St. Johann auf, einen mächtigen gothischen Bau aus dem 13. Jahrhundert, mit reicher Fagade, 3 Portalen mit säulenreichen Seitenwänden; das Innere schmücken reiche Glasmalereien aus dem 14. Jahrhundert und moderne. Von da trachteten wir zur berühmten Wallfahrtskirche Notre Dame de Fourvières, hochgelegen auf dem Hügel am rechten Ufer der Saône, wohin eine Drahtseilbahn führt. Wir wählten einen ausichtsreichen breiten Fußweg. Diese alte Wallfahrtskirche, von den Bewohnern Lyons und aus weiter Ferne fleißig besucht, liegt auf einer die Stadt überragenden Anhöhe 470 Meter hoch, die sich in bedeutender Länge hinzieht, und von der aus man die schönste Aussicht genießt auf die Niesenstadt und deren herrliche Umgebung. Wir versammelten uns um 4 Uhr Nachm. in diesem alten Gotteshaus, in welchem ein berühmtes

Marienbild verehrt wird, durch dessen Verehrung schon so viele Gebetserhörungen geschahen. Zuerst beteten wir den hl. Rosenkranz, und nach Aussetzung des Allerheiligsten wurde eine weitere Andacht daran gereiht mit mehreren Wallfahrts-Gesängen, welche, mit Begeisterung gesungen, auch auf die anwesenden Franzosen großen Eindruck machten. Das Lyoner Journal „Diamanche“ sagt hierüber: „Es sind am 11. April 500 bayerische Pilger in Lyon angekommen, um zu den Füßen der Gottesmutter ihre frommen Gebete in ihrer Sprache niederzulegen. Wir bewunderten die liebliche Harmonie, welche den deutschen Gesängen charakteristisch ist. Es war in der That schön, diese Pilger beten zu sehen mit größter Andacht, womit sie ihre Liebe zu Maria kundgaben.“ Neben dieser älteren Kirche befindet sich eine neue, dreimal größere, zu N. S. Fr., die sich durch Pracht auszeichnet; sie hat bis jetzt 17 Millionen Franken gekostet, lauter freiwillige Gaben, und werden noch 2 bis 3 Millionen erforderlich sein, um in dem byzantinischen Prachtbau das noch Fehlende an der Einrichtung zu ergänzen. Dieses großartige Kunstwerk ist eine Botivkirche, bestehend aus einer Krypta und einer Oberkirche mit vier Thürmen und reichem Hauptportal, errichtet aus Dankbarkeit von der Stadt Lyon für den besonderen Schutz der hl. Gottesmutter zur Zeit des großen Krieges 1870/71. Der Name Fourvières stammt vom römischen Forum, auf dessen Platz sie errichtet wurde. Lyon ist überhaupt der hl. Gottesmutter ganz ergeben; am 8. Dezember jeden Jahres erglänzt die Stadt in einem Lichtmeere. Von hier aus besuchten wir unter Führung einer deutschen Lehrerin ein Kloster, das neben einem uralten Heiligthum der ersten Christen in Lyon erbaut ist und auch den Leib des ersten hl. Bischofs von Lyon enthält, sowie viele Gebeine von hl. Martyrern aus der Stadt. In der Vorstadt Ste.-Irene findet man auf jedem Schritt Spuren des alten Lyon, die jetzigen Häuser sind theilweise aus seinen Trümmern gebaut. Die Kirche Ste.-Irene hat eine sehr alte Krypta; neben der Kirche sieht man noch ansehnliche Reste der großartigen römischen Wasserleitung. (Fortsetzung folgt.)

Zülräthsel.

(Die Striche sind durch sinnentwrechende Wörter zu ersetzen, die im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.)

Es war — —! Der Monbenscheln
 Blinck' milb in's Kämmerchen hinein.
 Versunken — die Sorgen all
 Des Tags mit ihrem wüßten Schwall.
 Ein süßes Träumen hüllt mich ein,
 Da tönt vom Dach ein kläglich Schrei'n,
 Bieß man denn — — frei?!
 Zerstoßen ist die Träumerei! —
 Der Monb selbst schaut voll Aerger d'rein
 Und hüllt in — Gewölk sich ein.

Auflösung des Kreuz-Räthfels in Nr. 34:



Anton, Hask

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 53.

Samstag, den 30. Juni

1894

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Guttler).

Im Banne alter Schuld.

Roman von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

VII.

Moses Nathansohn war von seiner neuen, vornehmen Bekanntschaft ganz erfüllt. Er hatte noch nie mit einem so feinen Herrn zu thun gehabt wie dieser junge Baron von Sturen, der das Geld nicht ansah und den Preis, den man von ihm verlangte, ohne zu feilschen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, willig bezahlte.

Das Vorfahren eines Wagens vor dem Laden war eine Möglichkeit, auf welche man stets gefaßt sein durfte, wenn man sich einer so hohen Kundenschaft zu rühmen hatte. Man konnte nicht wissen, welche Consequenzen sich an die Brillantohrringe knüpften, wobei Nathansohn ein schwer zu umgehender Faktor war. Er kam sich wie der als Hausfänger verkleidete Zauberer in „Tausend und eine Nacht“ vor, dem der Märchenprinz irgend einen alten Tand abläuft, ohne zu ahnen, welche geheime Wunderkraft sich darin verbirgt. Um seinen hohen Geschäftsfreund zu jeder Stunde standesgemäß empfangen zu können, hatte Nathansohn aus seiner Schatzkammer einen Sessel mit rothem verschossenen Sammetpolster, der ein Jahrhundert früher einen fürstlichen Audienzsaal geschmückt haben mochte und noch Spuren der Vergoldung an sich trug, in sein an den Laden stoßendes Hinterstübchen versetzt. Er war mit diesem Arrangement eben zu Ende und lauschte, während er einen fast verliebten Blick auf das königliche Prachtmöbel warf, dem Geräusch heranrollender Räder und klappernder Hufe, als beides plötzlich vor der Ladenthür verstummte. Mit ein paar Sägen, die jedem Grotesktänzer Ehre gemacht haben würden, war er draußen, und ehe noch der Baron von Sturen — denn er war es in der That — aus der Droschke gesprungen war, stand bereits Nathansohn, mit dem Haupte fast die Erde berührend, in der weitaufgerissenen Ladenthür.

„Ich komme soeben von den Geschwistern Nettberg,“ begann Wolfgang die Unterredung, nachdem er im Heiligthum des Hinterstübchens seinen etwas wackligen Thron bestiegen hatte; „Sie haben mir über die junge Dame nicht zu viel gesagt, Herr Nathansohn; sie ist eine wirkliche Schönheit.“

Der Jude dachte an den Zauberer und den Märchenprinzen und strich sich den Zwickelbart.

„Kennen Sie einen gewissen Herrn von Quinna?“ fragte der Baron.

„Na, werd' ich nicht kennen den Herrn von Quinna!“ sagte Nathansohn.

„Würden Sie mir wohl Einiges über ihn mittheilen?“ Nathansohn war hierzu gern bereit. Er freute sich, seinem vornehmen Kunden einen uneigennütigen Freundschaftsdienst erweisen zu können, der ihn nichts kostete.

Herr von Quinna hatte, wie der Pfandleiher erzählte, bereits eine abenteuerliche Vergangenheit hinter sich und war nur durch die Heirath mit einer häßlichen, aber sehr reichen Wittve von einem schimpflichen Untergange gerettet worden.

Aufmerksam hatte Baron von Sturen dem Juden zugehört.

„Ich sah diesen Herrn bei Fräulein Nettberg eine sehr zweideutige Rolle spielen,“ sagte er, „die ihn mir jetzt, wo ich weiß, daß er verheirathet ist, nur um so verächtlicher erscheinen läßt. Jedenfalls hat er auf Fräulein Nettbergs Bruder einen verderblichen Einfluß geübt, wenn an diesem überhaupt noch etwas zu verderben war. Vielleicht hat er den jungen Nettberg sogar in irgend einer Schlinge gefangen, aus welcher ihn die Schwester befreien soll. Ich bekenne, daß mir viel daran gelegen wäre, hierüber in's Klare zu kommen. Natürlich liegt es mir fern, eine solche Auskunft zum Nachtheile Nettbergs auszubenten.“

„Ich verstehe,“ wiederholte der Jude, an jeden möglichen Gebrauch denkend, den ein junger Mann in des Barons Verhältnissen von der gewünschten Auskunft machen könne, und vollkommen überzeugt, daß es dessen Absicht sei, Quinna's Plan zu vereiteln und Bruder und Schwester in seine eigene Macht zu bekommen.

„Hm!“ machte Nathansohn und strich nachdenkend seinen Zwickelbart, „mir wird das Jüngelchen nicht Rede stehen. Es müßte einer sein von seinen Bekannten, einer, der ihm kann setzen die Pistole auf die Brust und der doch selbst nicht hat so saubere Hände, um gegen ihn zu machen den Angeber. Hm! — hm! — Gott! was zerbrech' ich mir den Kopf und hab' nicht gleich gedacht an den Man?“

Das letzte Wort schien dem Juden gegen seinen Willen einschläpfen zu sein, denn er machte eine ärger-

liche Bewegung mit der Hand, als wollte er sich auf den Mund schlagen.

„Herr Baron,“ fügte er rasch hinzu, „es wird mir sein eine große Ehre, Ihnen zu erweisen eine Gefälligkeit. Was ich kann thun in der Sache, werd' ich thun.“

„Versuchen Sie Ihr Bestes, Herr Nathansohn,“ sagte Wolfgang, sich von dem ehrwürdigen Thronstuhl erhebend. „Erhalte ich von Ihnen die gewünschte Auskunft, so sprechen wir zusammen noch ein Wort über die altgriechische Base und über die Damascenerklinge aus der Zeit Timurs.“

„Sie sollen erfahren alles, was Sie erfahren wollen, gnädigster Herr Baron,“ beihauerte der Jude mit einem schmunzelnden Lächeln, das um seine Augen einen ganzen Elfenreigen kleiner Fältchen erscheinen ließ, „Sie hätten sich an keine bessere Adresse wenden können, als an Moses Nathansohn!“

Mit gewohnter Unterwürfigkeit dienerte er seinen hohen Besuch hinaus, öffnete ihm den Droschenschlag und verharrete, während der Wagen davon fuhr, in einem tiefen Bückling, die langen Arme senkrecht herabhängen lassend, was ihm das Aussehen gab, als wollte er auf allen Vieren davonkriechen.

VIII.

Wolfgang befand sich nun mehrere Tage in Berlin, ohne seinem eigentlichen Zwecke auch nur um einen einzigen Schritt näher gekommen zu sein. Statt dessen sah er sich mit Personen und Verhältnissen verkettert, die noch vor kurzem für ihn so gut wie gar nicht in der Welt gewesen waren: Und dabei hatten ihn alle diese Nebendinge so in Athem gehalten, daß er noch nicht Zeit gefunden hatte, seinen ehemaligen Vormund, der sich nach seinem Eisenbahnunfalle so theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte, zu besuchen, und auch dem neugewonnenen Freunde, dem er sein Leben dankte, hatte er noch nie seine Ankunft in Berlin gemeldet.

Am nächsten Vormittage betrat der Baron von Sturen das vornehme Haus Unter den Linden, in welchem Maitland die Beletage bewohnte. Alles zeugte von großem Reichthum und gediegenem Geschmack. Er fand, durch einen Diener angemeldet, Maitland in einem stilvoll ausmöblirten Zimmer, dessen Wände auserlesene Delgemälde bedeckten. Maitland hatte sich eben von einem Sopha erhoben. Ein Buch bei Seite legend, kam er dem Besucher entgegen, ergriff lebhaft dessen Hand, hieß ihn in der Hauptstadt willkommen und wünschte ihm Glück zu seiner völligen Wiederherstellung.

„Maitland,“ begann Wolfgang, „ich stehe beschämt vor Ihnen. Der Gang zu Ihnen sollte einer meiner ersten Schritte in Berlin sein. . .“

„Keine Entschuldigung, Baron,“ schnitt Maitland ihm das Wort ab. „Ich selbst habe mich wiederholt genau in der gleichen Lage befunden und würde demjenigen, der gegen eine scheinbare Vernachlässigung empfindlich gewesen wäre, den Vorwurf des Egoismus mit Zinsen zurückgegeben haben.“ Maitland erkundigte sich nach den bisherigen Erfahrungen, die sein neuer Freund in Berlin gesammelt. Wolfgang erzählte einige Abenteuer und kam auch auf seine Bekanntschaft mit Nettbergs; es war ihm nicht leicht, die Fragen Maitlands nach Fräulein Nettberg zu beantworten. Da er aber dem bewährten Freunde Offenheit schuldig war, so erzählte er ohne Rückhalt, auf welche Weise er mit Fräulein

Nettberg und ihrem Bruder bekannt geworden war, und verschwieg nur seine erste Begegnung mit dem letzteren, um den Bruder des jungen Mädchens in seiner verbrecherischen Verbindung mit einer Bauernfängerbande nicht noch schlimmer bloßzustellen, als unbedingt nöthig war; er berichtete sein Gespräch mit Melanie Nettberg, die Dazwischentunft Quinna's und seine darauf folgende Unterredung mit Moses Nathansohn.

Maitlands Benehmen war ganz anders als Wolfgang erwartet hatte. Das gefürchtete Lächeln zeigte sich nicht um seine Lippen.

Er legte mit so wenig Worten als möglich dem jüngeren Freunde den Gedanken nahe, Melanie Nettberg zu seiner Geliebten zu machen, so daß dieß als nichts Böses, sondern nur als das beste Auskunftsmittel erschien, ohne daß das Moralische oder Unmoralische dabei in Frage kam. Die kunstreichste Vertheidigung der Ausschweifung würde keine so entsetzliche Wirkung hervorgebracht haben, wie die bedächtige Art, womit Maitland sprach, als handle es sich um etwas Selbstverständliches.

„Um Ihren Weg in dieser Sache klar vor sich zu sehen,“ fuhr Maitland fort, „müssen Sie sich überzeugen, ob Sie sich im Charakter des Mädchens nicht täuschen. Wenn Sie noch ein paarmal mit ihr gesprochen haben werden, kann es Ihnen nicht schwer fallen, die Wahrheit zu ermitteln. Die Kunst steht der Natur nie so gleich, um ein durch Zweifel geschärftest Auge irre zu führen.“

„Ich werde kaum Gelegenheit finden, mir ein Urtheil zu bilden,“ entgegnete der Baron, „denn höchst wahrscheinlich werde ich das junge Mädchen nie wiedersehen.“

„Und warum nicht?“ fragte Maitland.

„Weil ich es für gefährlich halte,“ bekannte Wolfgang. „Bei aller Unschuld ist ihre graziose Schönheit doch von verführerischem Reize. Soll ich sie mit einem solchen Anhängsel von Bruder zur Frau nehmen? Das ginge selbst über meine romantischen Ideen hinaus. Und was die andere Art von Verbindung betrifft, auf welche Sie angespielt haben, so kann ich einen derartigen Plan nicht fassen. Ich werde mich daher wohl hüten, einen so gefährlichen Boden wieder aufzusuchen.“

„Nun, wenn Sie es nicht wollen, Baron,“ sagte Maitland, „so werde ich es thun.“

„Vielleicht werden Sie die Willfährigkeit nicht finden, die Sie erwarten, Maitland,“ versetzte Wolfgang empfindlich.

„Lieber Baron,“ lachte Maitland, „Sie haben kein Recht, für diese schöne Watte Mitleid zu erwecken und sich dann selbst von ihr abzuwenden mit dem Entschlusse, einen anderen großmüthigen Mann zu verhindern, ihr seine Theilnahme zu bezeigen.“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich sie verlassen will,“ entgegnete Wolfgang. „Mein nächster Gang führt mich zu meinem ehemaligen Vormunde —“

„Dem Justizrathe Doctor Carus, der sich tägliche Bulletin's über Ihr Befinden kommen ließ?“

Wolfgang nickte. „Ihm werde ich die Geschichte der jungen Dame erzählen. Er ist ein Menschenfreund und wird in dieser Sache für mich alles thun, was ich persönlich nicht thun kann.“

„Sie handeln edel und gut, Baron, — vielleicht nicht so praktisch für das Glück des jungen Mädchens,

als wenn Sie sich für den anderen Plan entschieden hätten, aber auf jeden Fall begeben Sie keine Handlung, welche nicht wieder gut gemacht werden kann. Jeder muß selbst am besten wissen, was ihn am glücklichsten macht."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weib als Cadet und Lieutenant.

Major Svoboda, Gruppenvorstand im österreichischen Kriegsministerium, hat die Geschichte der Theresianischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt und ihrer Zöglinge von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage in einem zweibändigen Werke behandelt. Im Wiener Fremdenblatt greift Oskar Teuber aus diesem Werke die wunderbare Geschichte eines Zöglings heraus, der die 1797er Classe der Neustadter Militär-Akademie denkwürdig macht für alle Zeiten: „Er“ war — und Svoboda beweist es actenmäßig — ein prächtiges, heldenmüthiges Weib. Francisca Scanagatta ist der Name dieses seltsamen Zöglings, von dem die erste Geschichte erzählt. Ihre Wiege stand in Mailand, und kaum war Francisca dieser Wiege entsprungen, so übertraf sie alle Jungen der Nachbarschaft, namentlich aber ihren bleichen, stillen Bruder Giacomo an Wildheit, Energie und Kriegslust. Papa schüttelte erst den Kopf, dann aber faßte er einen Entschluß und reiste mit den heranreisenden Kindern über Venedig gegen Wien. Giacomo sollte Cadet zu Neustadt, Francisca ein tugendjames Pensionatsfräulein bei den Salesianerinnen werden. Aber die Erkrankung Papas und Giacomos zu Venedig lieferte die „tolle“ Francisca einem weiter reisenden Freunde Papas aus. Nach einer Laune oder besonderen Fürsorge des Vaters hatte das Töchterlein Männerkleider angelegt, und leicht wurde es dem Mädchen, den Begleiter davon zu überzeugen, daß sich Papa mit den Salesianerinnen einfach geirrt und sie den Cadetten in Wienerisch-Neustadt zugebracht habe. Er übergab sie dem von der Ankunft eines jungen Scanagatta benachrichtigten Akademie-Oberarzt als externen Zögling in Kost und Pflege; glänzend machte sie ihre Ausnahmepriifung, und nun erst beschwor sie Papa in einem herzbewegenden Briefe, sie dem herrlichen Kriegerstande nicht zu entziehen. Was thut ein zärtlicher Vater nicht, wenn ein Töchterlein hartnäckig bittet. Er flog nach Neustadt, hörte den Arzt mit voller Arglosigkeit des „Knaben“ Soldatenfreunde vertheidigen und machte gute Miene zum bösen Spiel. Drei Jahre später flog Francisco Scanagatta als Fahnenjunker bei den Warasbinder St. Gregor-Grenzen aus dem Cadettenhause aus und schwang sofort in Italien sein jungfräuliches Schwert. Niemand ahnte in dem jungen Kroaten-Officier mit den männlich ernstern Zügen das zarte „Fräulein“; nur zu Sandomir in Polen, wo er 1798 mit einem Bataillon Colloredo die Garnison bezog, schüttelten die Damen und Herren bedenklich die Köpfe, weil der junge Italiener so gar keine Begeisterung für das schöne Geschlecht verrieth. „Am Ende ist der Herr Fähnrich ein verkleidetes Mädchen!“ rief eines Tages ein jungverheiratheter polnischer Cavalier in fröhlicher Gesellschaft Scanagatta zu. „Gut“, antwortete der Verdächtige, „die Damen sollen entscheiden; ich erbitte mir Ihre Gemahlin als Richterin!“ Nun schüttelte der Pole das Haupt, und Francisca blieb unbelästigt; sie machte

sich auch in Klagenfurt und Panscova von „böser Nachrede“ frei, indem sie mit den schlimmsten Zweiflern tödtliche Kugeln wechselte. Um 1799 stand die Amazone bei den Deutschbanater Grenzen vor dem belagerten Gemä immer in der vordersten Reihe; mit Löwenmuth vertheidigte sie den Posten Barca Gelata, und mehr als des Feindes Kugeln ängstigten sie die Gefahren des Hospitals, wohin man die Schwerverwundeten brachte. Noch einmal ward ihr Incognito bewahrt; die Lieutenantscharge lohnte im Jahre 1800 ihre Tapferkeit, aber sie war am Ende ihrer Heldeaufbahn angekommen. Auf einer Dienstreise im Elternhause zu Mailand angekommen, mußte sie sich des Mütterleins Händen anvertrauen, denn ihre Gesundheit war arg angegriffen, und nun betrieben die Eltern ihre Dittirung, die mit vollen Ehren und mit Belassung des Officierscharakters genehmigt wurde. Als kaiserlicher Officier fühlte sich Francisca Scanagatta in allen Zeiten ihres Lebens, auch als sie, dem Zuge ihres Herzens folgend, dem Chevauleger-Lieutenant Celestin Spini die Hand zum Ehebunde reichte, ein wahrhaftiges Lieutenantspaar! Vier Kinder entsprossen dieser Ehe, die 1832 der Tod des Gatten, des Majors Spini, löste. Der gnädige Kaiser beließ der Wittwe nebst der Lieutenantspension den Majors-Wittwengehalt, und in sorgenloser Ruhe erreichte die Amazone ihr 89. Lebensjahr. Als Nadekly im Jahre 1848 das aufständische Mailand verließ, war die Frau Lieutenant-Majorin unermülich in der Pflege zurückgebliebener Verwundeter, und als im Jahre 1852 das 100jährige Jubiläum der Akademie alle die treuen Söhne der Alma mater nach Neustadt führte, da flatterte auch ein Brief der einzigen „Neustädterin“ in das ehrwürdige Haus, der unterzeichnet war: „Franz Scanagatta, m. p., Lieutenant, Majorswittwe.“ Noch vor ihrem Ende hatte Francisca Scanagatta die Freude erlebt, daß einer ihrer Enkel in dasselbe Haus einzog, dem sie einst als Fähnrich entsprossen; sie selbst aber lebt fort in der Neustadter Zöglingstradition zu allen Zeiten.

Die Versuchung.

Allegorie von Vera Waibel.

Eine Anemone blühte schneeweiß am Saume des Waldes. Ewig konnte sie nicht blühen, denn die Blumen sterben bald; aber ihr liebliches Weiß konnte sie bewahren bis zum letzten Moment ihres Blühens, und aufrecht wollte sie noch stehen, wenn der Wind bereits das letzte Blättchen aus ihrer zarten Krone geblasen haben werde. Manch rauher Hauch vom Norden hatte schon ihr Köpfchen gebeugt, aber die Anemone stand aufrecht, lieblich in ihrem schneeweißen Weiß.

Ein Plazregen hatte den Staub der Erde aufgewühlt und alle Blumen beschmutzt, die am Wege standen, der in den Wald führte. Auch auf den reinen Blättern des Waldblümchens zeichneten sich häßliche Flecken. Es war doch recht schade, und ich denke, daß das Blümchen leise für sich weinte. Zum ersten Male passirt ihm dies Unglück, und nun sah es erst, wie schön es gewesen. Aber in der folgenden Nacht fielen unzählige Thauperlen vom Himmel herab und wuschen jedes Gräslein rein vom Erdenstaub. Jungfräulich erglänzte die Anemone wieder im ersten Strahl der Morgen Sonne, und aufrecht stand sie da, unendlich lieblich in ihrem schneeweißen Weiß.

Da kam des Wegs ein Jägersmann, ein fröhliches

Riedchen trällernd. Reck saß ihm sein grüner Waidmannshut auf dem lockigen Haupte, und die Lebenslust blitzte aus seinen schwarzen Augen. „Mein ist der Wald mit all seinen Vögeln und Blumen“, so sang und jubilierte er in seinem jungen Uebermuth. Da sieht er das weiße Köpfschen der Anemone im goldenen Morgenlichte schimmern. „Mein auch Du“, jauchzt er und faßt mit rauher Hand sie an, die duftende Blüthe, und steckt sie zu seinem Genußbart auf den grünen Hut. „Da hast Du noch mehr Licht, mehr Luft und Wärme, als unten auf dem moosigen Grunde“, tröstet er. Armes, liebliches Blümchen! Warum hat es keine Dornen, um zu stechen, warum keine Kraft, zu widerstehen? Flora gab ihm nichts als Waldbesduft und sein so köstliches Weiß. Und war das nicht genug? War es denn ein Unglück, der Sonne näher zu sein? Unter ihrem Einfluß fühlt sich das Blümchen nun ganz wohl, es glänzt noch schöner als zuvor da unten auf dem kalten Grunde.

Doch die Rüsse der Sonne werden immer brennender und glühender, sie saugen allen Lebenssaft aus dem zarten Pflänzchen. Mitle läßt es seine welken Blättchen hängen, um — zu sterben. Dahin ist der köstliche Waldduft und, ach, auch das schneeige Weiß . . .

Ein böser Räuber hat das gethan, ein fecker, wilder Jägersmann, aber — warum mußte denn die Anemone gerade am Wege stehen?

—*—*—*—

Allerlei.

Es ist eine längst bekannte Thatfache, daß sogen. gefirniste Thiere, deren Haut mit einem anhaftenden Stoff, wie Leim, Gummi, Gelatine, Olivenöl, Theer u. s. w. überzogen ist, unter eigenartigen Krankheitserscheinungen zu Grunde gehen. Die Thiere verlieren die Fresslust, werden unruhig, bekommen Zittern und beschleunigte Athembewegungen und verstärkten Puls, die späterhin aber allmählich immer langsamer werden. Dabei sinkt die Bluttemperatur immer mehr, manchmal bis auf 19 Grad, und das abgekühlte Thier fällt endlich todt zusammen. Je kleiner das Thier ist, desto schneller geht es an der Ueberfirnisung zu Grunde. So starben Kaninchen schon nach 6 bis 12 Stunden, während das Pferd erst nach mehreren Tagen zu Grunde geht. Nach Edenhuizen ist ein Thier unrettbar verloren, wenn die Ueberfirnisung mehr als den sechsten Theil der Körperoberfläche beträgt. Was den Menschen betrifft, so kennt man aus der Ueberlieferung einen Fall, wo das Ueberziehen der Haut mit einem undurchlässigen Stoff den Tod zur Folge hatte. Zur Krönung des Papstes Leo X. wurde ein Kind, das einen Engel darstellen sollte, vergoldet und starb in der Nacht darauf, noch ehe es seine hohe Rolle ausspielen konnte. Manche Völker haben ja noch heute, wie früher die Griechen, die Sitte, sich den ganzen Körper mit Fett einzuschmieren, und auch unter den modernen Kulturmenschen bekämpft man manche Hautkrankheiten damit, daß man den Leib mit Salben einschmieren läßt, ohne daß es den Menschen schädete. Es ist daraus der Schluß gezogen worden, daß im Gegensatz zum Thier der Mensch das Ueberfirnissen seiner Haut ohne Schädigung ertragen könne. An welcher Todesursache geht aber das Thier zu Grunde? Diese Frage haben im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Gelehrten durch Versuche zu lösen gesucht, ohne endgiltige Klarheit zu bringen. Die Einen glauben, daß durch das

Ueberfirnissen die Hautathmung unterdrückt wird, so daß die Ausscheidungsstoffe der Haut, als Wasser, Kohlensäure, Ammoniak, flüchtige Riechstoffe und andere noch unbekanntere Verbindungen sich im Thierkörper anhäufen und Vergiftung und Tod bedingen. Einige russische Forscher vertreten die Anschauung, daß der durch das Firnissen verursachte Hautreiz in Folge seiner großen Ausdehnung zu schweren nervösen Störungen und schließlich zur Lähmung der nervösen Centralorgane führe. Versuche aus der jüngsten Zeit unterstützen mehr eine dritte Ansicht, daß nämlich die Todesursache eines überfirnigten Thieres wenn nicht allein, so doch zum Wesentlichen in der Abkühlung liege, welche es infolge des gesteigerten Wärmeverlustes bei dem Versuche erleiden muß, die der Mensch bei sich aber durch die Kleidung oder die Bettdecke verhindert. Denn das Thier wird vor dem Ueberfirnissen geschoren und ihm damit seine wesentliche Schutzwehr gegen die Abkühlung geraubt, und gradweise nimmt damit die Eigenwärme ab. Der beste Beweis für die Abkühlungstheorie wäre der Nachweis, daß gefirniste Thiere durch Aufhebung des Wärmeverlustes vor dem Tode bewahrt werden können, und in der That haben einige Forscher ihre Thiere durch Einpacken in Watte, durch Halten in einem erwärmten Raum über einige Tage nach dem Firnissen am Leben erhalten. Die Fähigkeit der Gewebe, den vom Blut hinzutretenden Sauerstoff aufzunehmen und zur Verbrennung zu verwerthen, ist, wie alle Lebensvorgänge im Thiere überhaupt, an gewisse Temperaturen gebunden. Je tiefer die Eigenwärme des Warmblütlers unter 30 Grad sinkt, desto mehr leiden die für die Oxydation im Körper unerlässlichen Vorbedingungen; daß die Gewebe durchströmende Blut kommt schließlich als arterielles, d. h. noch mit Sauerstoff beladen, in das rechte Herz zurück. Auch die künstliche Athmung vermag somit den Tod der Thiere nicht zu hemmen, und man könnte das Unvermögen der abgekühlten Zelle, den nöthigen Sauerstoff zu erhalten und zu verbrauchen, als die eigentliche Todesursache ansehen. Daß der Mensch scheinbar an der Ueberfirnisung nicht zu Grunde geht, hat eben dadurch seine Ursache, daß man ihn vor Abkühlung schützt; er liegt im Bett oder hat Kleider an. Ein nackter erwachsener Mensch kann seine Eigenwärme unter einer Außentemperatur von 27 bis 28 Grad Celsius nicht gleich erhalten, wenn andere auf die Wärmeregulation einwirkende Bedingungen, wie Muskelarbeit, Aufnahme von Nahrung, ausgeschlossen sind. Gewöhnung, Abhärtung, Fettpolster u. s. w. können ja allerdings die Grenze etwas verschieben; so viel ist aber sicher, daß kein Mensch bei gewöhnlicher Zimmerwärme (17 bis 18 Grad) es eine halbe Stunde ohne Frost aushalten würde.

—*—*—*—

Logogryph.

Es behnt sich aus nach allen Seiten,
Und Alles, was uns rings umalängt,
Ist d'rin, war d'rin seit Ewigkeiten,
's ist grenzenlos und doch begrenzt.
Schwer ist's zu fassen, ohne Gleichen,
Sobald es an kein Ding gebannt,
Doch wird es, streichst du nur ein Zeichen,
Getränk, das dir gar wohlbekannt. S.

Auflösung des Füll-Räthsels in Nr. 52:
Bei Nacht sind alle Katzen grau.

